

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 58 (1984)

Artikel: Die Vogelwelt der Stadt Aarau [Fortsetzung]
Autor: Fäs, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Vogelwelt der Stadt Aarau

Nachdem ich mich letztes Jahr in den Aarauer Neujahrsblättern mit den Vögeln des Aarauer Stadtkerns befasst habe, möchte ich jetzt die Brutvögel der Aarauer Gewässer und Auenwälder beschreiben.

Zuerst muss ich aber noch zwei Fehler korrigieren, die mir im letztjährigen Teil meiner Übersicht unterlaufen sind. Wotan schreibe man ohne h nach dem t, hat mir ein Lehrer schriftlich mitgeteilt. Offenbar habe ich mich zu sehr von einem Aarauer Oberrichter beeindruckt lassen, der sein Vulgo Wothan ebenfalls mit th schreibt. Beim zweiten Fehler bin ich ein Opfer der Sommerzeit geworden. Der Hausrotschwanz beginnt im Mai/Juni kurz vor fünf Uhr zu singen und nicht schon um drei Uhr. Ich habe bei der Sommerzeit-Korrektur eine Stunde abgezogen statt dazugezählt.

Zum Glück gibt es auf dem Boden der Stadt Aarau immer noch relativ unberührte Auenwälder, insbesondere auf der Zurlindeninsel, auf der sich die Natur dank dem Betretverbot für Menschen frei entfalten kann. Wir Ornithologen rechnen es der Besitzerin der Zurlindeninsel, einer Zementfabrik, hoch an, dass sie das Vogelparadies vor dem Erholungsrummel schützt.

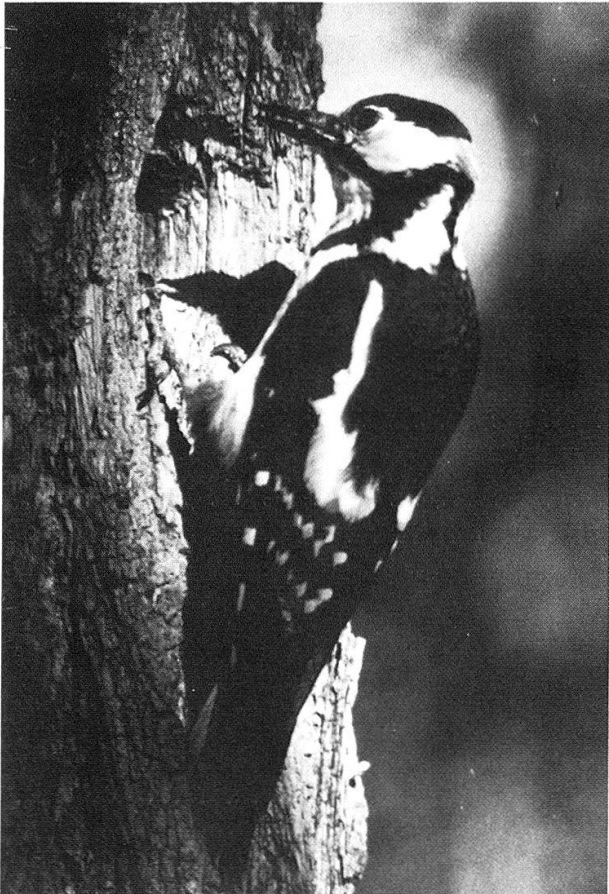
Spechte

Auf der Zurlindeninsel brüten nicht weniger als 5 der insgesamt 8 in der Schweiz

vorkommenden Spechtarten: Bunt-, Grün-, Grau- und Kleinspecht sowie der Wendehals, der wegen der drastischen Bestandesabnahme in den letzten Jahren auf die rote Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten hat gesetzt werden müssen.

Spechte sind gewandte Kletterer und ersteigen ohne Schwierigkeiten senkrechte Baumstämme. Als Anpassung an ihre Lebensweise haben sie starke Kletterfüsse mit zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichteten Zehen sowie einen keilförmigen Stüttschwanz. Der schwarze Farbstoff Melanin verleiht dem Schwanz zusätzliche Festigkeit, bei den meisten Spechten ist er deshalb schwarz gefärbt.

Den kräftigen meisselförmigen Schnabel brauchen die Spechte zum Bau ihrer Bruthöhle in Baumstämmen und zum Freilegen von Insektenverstecken im Holz, aus denen dann die Kerbtiere mit der langen, weit vorstreckbaren und klebrigen Zunge geschickt herausgeholt werden. Neben Insekten verzehren viele Spechte auch Beeren und Samen, die sie in Verstecken aufbewahren. Der Schnabel dient den meisten Arten zudem zum Trommeln, dabei hämmern sie in schneller Folge auf einen morschen Ast, an einen hohlen Stamm oder sonst eine Stelle mit guter Resonanz. Mit dem Trommeln grenzen die Spechte ihr Revier ab und locken den Geschlechtspartner an. Klangfarbe, Länge der einzelnen Trommelwirbel und ihr



I

zeitlicher Abstand kennzeichnen die einzelnen Spechtarten, je grösser eine Art, desto lauter und länger der Trommelwirbel. Der grösste einheimische Specht, der Schwarzspecht, der noch regelmässig im Entfelder Wald brütet, in Aarau in den letzten Jahren aber keine Brut aufgezogen hat, trommelt 2,5 Sekunden lang und ist über 2 Kilometer hörbar.

Beim Hämmern erreicht der Schnabel eine enorme Geschwindigkeit, die Auf-

schlaggeschwindigkeit soll mehr als 2000 km/h betragen, was im Überschallbereich liegt. Dementsprechend heftig wird das Gehirn beim Aufschlag gebremst. Warum leiden die Spechte bei diesen enormen Erschütterungen nicht unter Kopfweh? Diese Frage hat schon die alten Römer beschäftigt. Bei Migräne legten sich viele von ihnen das Nest eines Grünspechtes als Kopfwehmittel auf den Kopf. Diese Methode hatte wenigstens keine Nebenwirkungen und führte nicht zur Nierenzerstörung wie gewisse heutige Kopfwehtabletten. Wohl wegen seiner Schlagkraft war der Specht bei den Römern auch ein heiliger Vogel des Kriegsgottes Mars.

Heute wissen wir etwas mehr über die besondere Schädelkonstruktion, die den Specht vor Kopfweh bewahrt. Das Spechtgehirn ist von einer dichten, schwammartigen Knochenbildung und von stossdämpfenden Muskeln umgeben. Es enthält zudem fast keine Flüssigkeit, die wegen ihrer Trägheit die Erschütterungen weitergeben und die Gehirnzellen schädigen könnte.

Spechte haben einen geräuschvollen, wellenförmigen Flug. Sie polstern ihre Höhlen nicht aus, sondern legen ihre 3 bis 8 reinweissen Eier auf Holzspäne. Schon bei der Geburt vorhandene starke Hornhautpartien am Fersengelenk schützen die jungen Spechte vor Verletzungen durch die harten Späne. Die Eier der Höhlenbrüter sind meistens weiss, da sie in der dunklen

Höhle keine Schutzfärbung gegen Nesträuber brauchen.

Die einzelnen Spechtarten unterscheiden sich nicht nur in der Stimme, sondern auch vom Äussern her meist deutlich. Der Wendehals ist mit seinem rindenfarbenen Gefieder hervorragend getarnt. Seinen Namen, der in vielen Sprachen gleichbedeutend lautet, hat er von der besonderen Beweglichkeit des Halses. Er klettert weniger gut als die andern Spechte, da ihm ein eigentlicher Stüttschwanz fehlt. Sein Schnabel ist nicht stark genug, um eine eigene Bruthöhle zu hacken. Er brütet deshalb gern in Nistkästen, die für ihn auf der Zurlindeninsel aufgehängt werden vom Verein Ornithologie und Kleintierzucht Aarau, dessen Obmann, Herrn O. Egge, ich die meiste Information über die Vogelwelt der Zurlindeninsel verdanke. In diesem Frühling blieben die Kästen erstmals seit vielen Jahren leider leer. Als Zugvogel verbringt der Wendehals den Winter in Afrika, die übrigen einheimischen Spechte sind Stand- oder Strichvögel.

Beim Bunt- und beim Kleinspecht dominieren die Farben Schwarz, Weiss und Rot. Der Buntspecht ist der häufigste und der Kleinspecht der kleinste europäische Specht, er erreicht nur Sperlingsgrösse. Beim Grau- und beim Grünspecht überwiegt die grüne Farbe, der Grauspecht hat entsprechend seinem Namen einen grauen Kopf mit weniger Rot als der Grünspecht.

In Bauernregeln kommen die Spechte mehrfach vor. Ihr häufiges Rufen gilt in der ganzen Schweiz als Zeichen kommenden Regens. Im Engadin soll ein im Februar schreiender Grünspecht zudem ein gutes Frühjahr ankündigen.

Pirol

Ein weiterer Charaktervogel der Aarauer Auenwälder ist der Pirol. Da er als Zugvogel erst gegen Mitte Mai aus Afrika zurückkehrt, heisst er auch Pfingstvogel. Das Männchen des Pirols hat ein leuchtend gelbes Gefieder, nur Schwanz und Flügel sind schwarz gefärbt. Seine Amselgrösse und die goldgelbe Farbe verhalfen ihm zu den weiteren Namen Goldamsel und Golddrossel. Weibchen und Junge sind oberseits gelblichgrün und haben eine graue, gestrichelte Unterseite.

Der Pirol ist ein scheuer, unsteter Vogel, den man selten sieht. Er hüpfert und flattert meist in den dichtbelaubten Baumkronen umher und verrät seine Anwesenheit nur durch seine Stimme. Das Männchen singt laut und wohlklingend. Der lateinische und mehrere deutsche Namen (Oriolus, Pirol, Bülow) sind Klangbilder des flötenden Gesanges.

Insekten, Würmer, Kirschen und Beeren bilden die Nahrung des Pirols. Sein kunstvolles napfförmiges Nest hängt er stets in waagrecht stehende Astgabeln

schlanker Zweige hoch auf Laubbäumen. Wenn der Wind das Nest heftig hin- und herschüttelt, verankern sich die Jungen mit ihren Krallen im Nestboden.

Auf dem Zug nach Afrika und zurück leistet sich der Pirol den Luxus, nicht den gleichen Hin- und Rückweg zu benutzen. Im Herbst fliegt er über Griechenland und die Inseln der Ägäis nach Afrika, im Frühling kehrt er über Sizilien und das italienische Festland zu uns zurück. In der Fachsprache bezeichnet man diese seltene Zugart als Schleifenzug.

Kuckuck

Der bekannteste Bewohner der Aarauer Auenwälder ist wohl der Kuckuck. Seinen zweisilbigen Ruf kennt jedes Kind. Fast in allen Sprachen der Erde ist sein Name ein Klangbild dieses Rufes. Scherzhaft wird gesagt, dass der Kuckuck der gescheiteste Vogel sei, weil er seinen Namen rufen könne. Bei der ersten Silbe öffnet er den Schnabel nur wenig, bei der zweiten hält er ihn geschlossen. Bei Erregung singt das Männchen manchmal dreisilbig: Ku-ku-kuck. Das Stottern bei Aufregung gibt es somit nicht nur bei uns Menschen.

Unter den Vögeln ist der Kuckuck einer der lebhaftesten, er ist ständig in Bewegung von morgens früh bis abends spät. Trotzdem bekommt man ihn nur selten zu Gesicht. Störungen weicht er schon von



2

weitem aus. Bei Gefahr verstummt er sofort und verhält sich regungslos im Gebüsch, so dass er trotz seiner Gesamtlänge von 35 cm und seines langen Schwanzes nicht auffällt. Das Gefieder ist unauffällig grau gefärbt, auf der Unterseite aber mit hellen und dunklen Querbändern gezeichnet, ähnlich wie beim Sperber. Bei einzelnen Weibchen haben die Federn statt der grauen eine rotbraune Farbe. Der Kuckuck ist ein Weichfresser und ernährt sich

vor allem von behaarten Raupen. Die spitzen Raupenhaare bleiben in der Magenwand stecken. Von Zeit zu Zeit lösen sich ganze Felder der Magenschleimhaut, die dann – ähnlich Gewöllen – ausgewürgt werden.

Als Zugvogel trifft der Kuckuck Mitte bis Ende April bei uns ein. Der einzelne Vogel besiedelt immer wieder das gleiche Gebiet. Ein mit einem Ring der Vogelwarte gezeichneter Kuckuck kehrte zum Beispiel während 32 Jahren jeden Frühling in die gleiche Region zurück.

Partnertreue kennt der Kuckuck nicht. Er lebt nach dem Motto Vielmännerei und Vielweiberei. Die Intensität der Partnerbindung wechselt übrigens von Vogelart zu Vogelart. Nebst der kuckuckschen Lebensweise gibt es als anderes Extrem die lebenslange Einehe, zum Beispiel beim Mauersegler und bei Gänsen. Eine Gans stand einmal zwei Wochen lang Wache neben ihrem erschossenen Partner. Zwischen den beiden Extremen gibt es alle möglichen Übergangsformen. Dem Menschen am nächsten kommen wohl die Pinguine. Sie leben meistens in Einehe. In ungefähr 17 Prozent klappt es in ihrer Ehe jedoch nicht, und es kommt zur Scheidung. Bei vielen Vogelarten leben die Geschlechtspartner nur eine Brutsaison zusammen und machen selbst während dieser kurzen Zeitspanne noch Seitensprünge. Paare mit sterilen, sonst aber kräftigen Männchen kommen dank Sei-

tensprüngen des Nachbarn zu Nachkommen. In bezug auf die Erhaltung der Art werden so nicht unnützerweise gute Reviere blockiert. Durch gelegentliche Kopulationen können auch Aggressionen unverpaarter Männchen abgebaut werden. Als Folge davon stören die Junggesellen die brütenden Vögel viel weniger beim Brutgeschäft. Seitensprünge sind somit biologisch sinnvoll, sie erhöhen die Zahl der Nachkommen. Stirbt ein Männchen während der Brutzeit, so springt gelegentlich das Nachbarmännchen in die Lücke und betreut dann gleichzeitig zwei Weibchen. Männer mit einem ganzen Harem von Frauen gibt es schliesslich nicht nur bei Arabern, sondern auch bei Vögeln, als Beispiel erwähne ich den Hahn mit seinen vielen Hühnern.

Der Kuckuck baut kein eigenes Nest. Er überlässt seine Eier einer grossen Zahl verschiedenartiger Singvögel zum Ausbrüten. Man bezeichnet dies als Brutparasitismus. Bis jetzt hat man bei 125 Vogelarten Kuckuckseier gefunden, vom kleinen Zaunkönig bis zur grossen Rabenkrähe. Das Kuckucksweibchen legt seine Eier einzeln in die fremden Nester, meistens gegen Abend, wenn die rechtmässigen Nestbesitzer auf Futtersuche gegangen sind. Das einzelne Kuckucksweibchen bevorzugt die Singvogelart, bei der es selbst aufgewachsen ist. Seine Eier sind in Grösse, Form und Farbe der jeweiligen Wirtsvogelart angepasst. Selbst der Fachmann

braucht oft eine Lupe zur Unterscheidung des Kuckuckseis von den übrigen.

Nachdem das Kuckucksweibchen sein Ei direkt ins fremde Nest gelegt oder dorthin mit dem Schnabel getragen hat, frisst es meist eines der Wirtseier, damit die gleiche Anzahl Eier erhalten bleibt. Versuche haben ergeben, dass viele Vögel bis 7 zählen können und ihnen deshalb ein zusätzliches Ei auffallen würde.

Der junge Kuckuck schlüpft meist einige Stunden vor seinen Stiefgeschwistern. Schon bald nach der Geburt beginnt er, mit seinem Rücken alle andern Eier und eventuell schon geschlüpfte Wirtsjunge hinauszwerfen, bis er allein übrigbleibt. Er wird nun von seinen Pflegeeltern fast ununterbrochen gefüttert und erhöht sein Gewicht innert weniger Wochen von 3 g bei der Geburt auf 90 g beim Ausfliegen, also etwa so viel, wie die gesamte Brut seines Wirtsvogels normalerweise wiegt. Deshalb braucht er das gesamte Futter der Pflegeeltern und kann keinen Nahrungskonkurrenten neben sich dulden. Sein grosser rotgefärbter Sperrachen übt auf die Wirtseltern einen grossen Reiz aus, auf den sie angeborenerweise mit Futtersuche reagieren müssen.

Im Durchschnitt wird nur etwa eines von vier gelegten Kuckuckseiern auch tatsächlich ausgebrütet. Viele potentielle Pflegeeltern haben erfolgreiche Abwehrverhalten entwickelt. Der Sumpfrohrsänger erkennt in 8 von 10 Fällen das Kuk-

kucksei in seinem Nest, hackt mit seinem Schnabel ein Loch in das fremde Ei, packt es dort und trägt es weg. Der nahe verwandte Teichrohrsänger kennt ein ganz anderes Abwehrverhalten, er baut häufig auf sein Nest mit dem Kuckucksei ein zweites Stockwerk und legt neue Eier hinein. Vögel, bei denen es kein Brut-schmarotzen gibt, mustern ihr Gelege kaum. Möwen zum Beispiel bebrüten selbst Holzkugeln und Würfel, die man ihnen unterschiebt.

Gelangt ein Kuckucksei in das Nest eines Körnerfressers wie des Hänflings, so wird das Ei wohl meistens ausgebrütet, der junge Kuckuck erhält dann aber zu wenig Insektennahrung und geht zugrunde. Nicht viel besser ergeht es dem Jungkuckuck oft bei Höhlenbrütern. Seine Stiefgeschwister vermag er dort nicht hinauszwerfen, und am Ende der Jugendzeit ist er zu dick für das kleine Einflugloch. Er kann die Höhle nicht verlassen und muss elendiglich verhungern, wenn der Fütterungs-trieb der Stiefeltern erlischt.

Aus all diesen Gründen ist es verständlich, dass das Kuckucksweibchen zur Erhaltung der Art eine grosse Zahl Eier legen muss, bis zu 20 pro Brutsaison. Wegen seiner Lebensweise gilt der Kuckuck als Sinnbild des Ehebruchs und der Geilheit. Es werden ihm auch prophetische Kräfte zugeschrieben. Noch heute sagt man, dass derjenige, der beim ersten Ruf des Kuckucks kein Geld im Sack hat, nachher das

ganze Jahr über keines haben werde. Auch soll die Zahl seiner Rufe entweder die Zahl der noch folgenden Lebensjahre oder die Zahl der Jahre bedeuten, die ein Mädchen noch bis zur Hochzeit warten muss, wie aus folgendem Vers hervorgeht:

*Kuckuck über den Stock!
Wann krieg' ich meinen Brautrock?
Kuckuck über dem Hügel!
Wann krieg' ich meinen Sterbekittel?*

Die Redensart «er hat mir ein Kuckucksei ins Nest gelegt» heisst soviel wie er hat mir ein zweifelhaftes Geschenk gemacht, er hat mir unnütze Scherereien verursacht. «Das weiss der Kuckuck» oder die Verwünschung «zum Kuckuck» erinnern an die Tatsache, dass unsere Vorfahren im 16. und 17. Jahrhundert dem Kuckuck ein Verhältnis mit dem Teufel zuschrieben oder in ihm sogar den Teufel selbst sahen.

Der Kuckuck spielte früher auch eine gewisse Rolle in der Medizin. So schrieb der auf unserer 50-Franken-Note abgebildete Naturforscher und Arzt Konrad Gessner, dass ein toter Kuckuck in einem Kaninchenbalg unter dem Kopfkissen sehr gut gegen Schlaflosigkeit wirke.

In Bauernregeln kommt der Kuckuck ebenfalls häufig vor. Ich möchte nur zwei Beispiele anführen: «Wenn de Gugger gugget, eb d'Tube rugget, so wird's no chalt» und «Wenn der Kuckuck noch bis in den Juli schreit, so wird es unfreundlich und teure Zeit.»

Nachtigall

Ähnlich populär wie der Kuckuck ist die Nachtigall, die regelmässig in kleiner Zahl in Aaraus Auenwäldern brütet. Sie ist unauffällig graubraun gefärbt mit Ausnahme des rostroten Schwanzes. Ihre Popularität verdankt sie ihrem wunderschönen Gesang. Sanfte, klagende Töne wechseln mit fröhlichen, wirbelnden Strophen, wobei die Lautstärke sich ständig ändert. Der sehr abwechslungsreiche und zeitweise erstaunlich laute Gesang erklingt bei Tag und bei Nacht. Das althochdeutsche Wort gallan heisst soviel wie singen, der Name Nachtigall ist somit nicht aus der Luft gegriffen.

Zur Zugzeit im Frühling verharren Nachtigallen nicht selten einige Tage lang in Gebieten, in denen sie zur Brutzeit nicht mehr vorkommen. Vor ein paar Jahren sang einmal eine Nachtigall aus voller Kehle in einem Garten mitten in der Stadt Aarau. Sie erfreute mit ihrem Gesang alle Anwohner mit Ausnahme eines Pfarrherrn, der sich wohl in der Bibel, nicht aber in der Ornithologie gut auskannte. Wutentbrannt telephonierte er mitten in der Nacht seinem Nachbarn, er solle endlich seinen lärmenden Kanarienvogel aus dem Garten ins Haus hereinholen, er hindere ihn am Schlafen.

Leute, die den Gesang der Nachtigall als Lärm empfinden, sind sicher eine kleine Minderheit. In der Literatur jedenfalls

wird ihre Gesangkunst seit dem Altertum immer wieder hoch gerühmt. Einen Höhepunkt erreichte die Nachtigallen-Verehrung zur Zeit der Romantik. Bei Eichendorff zum Beispiel gibt es kaum eine Erzählung, in der die Nachtigallen nicht mindestens einmal zu schlagen (singen) anfangen. Eines der schönsten Gedichte über die begnadete Sängerin hat wohl Theodor Storm geschrieben:

*«Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süssen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen».*

Auch in Sprichwörtern und Bauernregeln ist die Nachtigall vertreten, dazu nur ein Beispiel: «Die Nachtigall singen lehren» heisst soviel wie etwas Unnützes tun.

Schwarzmilan

Gelegentlich wird die Zurlindeninsel auch von einem Greifvogel, dem Schwarzmilan, bewohnt. Beim Schwarzmilan, auch Seemilan oder schwarzbrauner Milan genannt, handelt es sich um einen eleganten braungrau gefärbten Flieger mit kleinem Kopf, langem Körper, langen Flügeln und langem gekerbtem Schwanz. Er wiehert wie ein Pferd und errichtet seinen Horst auf hohen Bäumen entlang von grösseren Gewässern. Die Nestmulde kleidet er re-

gelmässig mit Lumpen, Plastiktüten und zusammengeballten Säugetierhaaren aus. In Milanhorsten hat man schon ganze Vogelscheuchen gefunden.

Der Schwarzmilan ernährt sich hauptsächlich von kranken und toten Fischen, die auf der Wasseroberfläche treiben und die er mit den Fängen ergreift. Er gilt deshalb als Gesundheitspolizist der Gewässer. Ausserdem schlägt er aber auch kleinere Säuger und Vögel. Nicht selten betätigt er sich als Beuteschmarotzer, indem er andern grossen Wasservögeln durch seine Zudringlichkeit Beute abjagt.

Leider hat der Sturmwind den letzten Horst des Schwarzmilans auf der Zurlindeninsel vor drei Jahren zerstört. Seither ist es hier zu keiner Brut mehr gekommen.

Höckerschwan, Stockente, Blessralle, Teichralle

Auf der Aare kann man in Aarau regelmässig vier Brutvogelarten beobachten, den Höckerschwan, die Stockente, die Bless- und die Teichralle.

Der Höckerschwan ist mit seinem Gewicht von ungefähr 16 kg der grösste und schwerste Vogel der Schweiz. Er fliegt dementsprechend schwerfällig, plötzliche Richtungsänderungen sind kaum möglich. Kollisionen mit Hochspannungsleitungen sind die häufigste Todesursache unseres Schwanes.



Der erwachsene Höckerschwan hat ein rein weisses Gefieder, das sich aus 25 000 bis 30 000 einzelnen Federn zusammensetzt. Weitere besondere Merkmale sind der lange Hals und der rote Schnabel mit einem schwarzen Höcker am Grunde des Oberschnabels.

Die Jungen piepsen schon 2 bis 3 Tage vor dem Schlüpfen aus dem Ei, und die Mutter antwortet ihnen. Sie riechen auch bereits durch die Eischale, im Experiment

beschleunigt die Präsentation eines starken Geruchs ihre Herzfrequenz. Beim Schlüpfen enthält der Darm immer noch 20 Prozent des Eidotters als Nahrungsreserve, die es den Jungen erlaubt, nach der Geburt mehr als eine Woche ohne anderes Futter leben zu können. Sind die graubraun gefärbten Jungen etwas grösser geworden, so tauchen sie nach Futter auf den Grund des Gewässers. Erwachsene Schwäne tauchen nicht mehr, sie senken ihren langen Hals

ins Wasser und suchen auf diese Art Wasserpflanzen und Kleintiere. Reicht der Schnabel nicht bis zum Gewässergrund, so dreht der Schwan seinen Rumpf in die Vertikale, so dass nur noch das Hinterteil zum Wasser herauschaut. Man nennt dies Gründeln, mit der Schnabelspitze dringt er dabei bis in eine Tiefe von 1,5 m vor. Im Sand oder Schlamm verborgene Nahrung wird durch paddelnde Bewegungen der mit Schwimmlappen versehenen Füsse erst freigeschwemmt.

Der Höckerschwan gehörte ursprünglich nicht zur einheimischen Fauna. Er galt im Mittelalter als Sinnbild der Staatsgewalt und wurde vor allem in Schlossgärten gehalten. Die ersten Schwäne in der Schweiz sollen 1680 in Luzern ausgesetzt worden sein. Der Offizier L. C. Pfyffer von Wyher habe sie vom Franzosenkönig Louis XIV. für treue Dienste erhalten. Bis in die späten sechziger Jahre unseres Jahrhunderts nahm der schweizerische Schwanbestand ständig zu, seither ist er bei etwa 3000 Individuen stehen geblieben.

Sowohl die alten Griechen als auch die Germanen hielten den Schwan für ein prophetisches Tier. Sie glaubten, dass die Schwäne ihren Tod ahnten und kurz vor dem Ableben bewunderungswürdige Klagelaute hören liessen. Für den Singeschwan mag dies bis zu einem gewissen Grad zutreffen, nicht aber für unsern Höckerschwan, der nur Zisch- und Grunzlaute hervorbringen kann. Die Annahme der

Griechen lebt in unserer Sprache weiter, wie die Redewendung «es ist sein Schwannengesang (-lied)» im Sinne von letzter Auftritt als Schauspieler oder Sänger oder letzte Rede kurz vor dem Tode zeigt.

Die sehr anpassungsfähige Stockente brütet in grosser Zahl an den Gewässern der Stadt Aarau. Sie ist die grösste einheimische und einzig häufige Schwimm- oder Gründelentenart. Entsprechend dieser Bezeichnung sucht sie die Nahrung, Pflanzen und Kleingetier, schwimmend beziehungsweise gründelnd nach Schwannenart und taucht nur selten.

Tauchenten, zum Beispiel Reiher- und Tafelenten, die zur Nahrungsaufnahme regelmässig tauchen, erscheinen nur als Wintergäste auf der Aare und brüten niemals in Aarau.

Die Stockente baut ihr Nest meistens am Boden. Hin und wieder nimmt sie ihren Namen allzu wörtlich und brütet im ersten oder zweiten Stock von Gebäuden oder auf Bäumen. Vor ein paar Jahren errichtete eine Stockente ihr Nest auf einer Platane am Graben. Als Nestflüchter sprangen die Jungen schon bald nach der Geburt in die Tiefe, ohne dabei Schaden zu nehmen, und watschelten nachher, begleitet von den Eltern, in den Weiher des nahen Kasinoparkes. Vom ersten Tag an müssen die 7 bis 11 Jungen einer Brut ihre Nahrung selbst suchen. In Luzern brütete kürzlich eine Stockente zwischen den Geleisen des lauten Güterbahnhofes und eine

andere am Felsen des Löwendenkmals im Gletschergarten.

Enten wechseln ihre Federn zweimal pro Jahr. Die Männchen, auch Erpel genannt, tragen vom Herbst beziehungsweise Winter bis Frühjahr ein Prachtkleid und im Sommer ein Schlichtkleid, das demjenigen des Weibchens gleicht. Der Stockentenerpel hat im Prachtkleid einen samtgrünen Kopf mit gelbem Schnabel, einen weissen Halsring und eine braune Brust. Das Weibchen ist unauffällig graubraun gefärbt. Der Federwechsel, der in der Fachsprache Mauser heisst, wird durch Hormone gesteuert. Da die Schwungfedern bei Enten, Gänsen, Schwänen und Rallen zur gleichen Zeit gemausert werden, sind diese Tiere ein paar Wochen lang flugunfähig und müssen in dieser Zeit ein verstecktes Leben führen.

In unsern Redensarten trifft man ab und zu auf die Ente. Man spricht von einer lahmen Ente bei einer Person oder einem Auto ohne Rasse und von einer Zeitungsentente bei einer lügenhaften Nachricht. Die Zeitungsentente soll aus dem Französischen stammen, wo canard neben Ente eben auch Falschmeldung bedeutet. Stockenten sind häufig – wie übrigens die meisten andern Vogelarten auch – von Parasiten befallen. Da ein einzelner Vogel im Extremfall bis zu 20 verschiedene Parasitenarten beherbergt, könnte man auf den Gedanken kommen, Vögel als fliegende zoologische

Gärten zu bezeichnen. Innenschmarotzer, hauptsächlich Würmer, kommen in sämtlichen Geweben des Vogelkörpers vor. In einer einzigen Stockente hat ein Forscher kürzlich 17 verschiedene Wurmarten gefunden. Aussenschmarotzer wie Flöhe, Zecken, Wanzen und Milben leben im Gefieder des Vogels und sind hauptsächlich Blutsauger oder ernähren sich vom Fett aus der Bürzeldrüse, das der Gefiederpflege dient. Die einzelnen Parasitenarten haben entweder ein weitreichendes Wirtsspektrum wie zum Beispiel der Holzbock oder parasitieren nur auf einer einzigen Vogelart wie die Mehlschwalbenwanze.

Vögel sterben aber nicht nur an Parasiten, sondern häufig auch an Viren und Bakterien, insbesondere an Salmonellen. Tumore und Herzinfarkte sind bei Vögeln ebenfalls beschrieben worden. Letztere treten wie bei uns Menschen hauptsächlich bei gestressten Individuen auf. Weitere häufige Todesursachen sind Umweltgifte, die Jagd durch andere Tiere und Menschen sowie Unfälle auf der Strasse und an Leitungen. Der erst kürzlich durgeführten Mäuse-Vergiftungsaktion im Kanton Neuenburg sind auch Tausende von Mäusejägern zum Opfer gefallen, und eine Analyse der Universität Freiburg im Breisgau hat soeben ergeben, dass von 32 tot gefundenen Sperbern zwei Drittel an Pestiziden und ein Drittel an einem Unfall starben. In England erleiden jedes Jahr etwa 2,5 Millionen Vögel den Unfalltod

auf der Strasse oder an Leitungen, und in Italien werden jährlich ungefähr 300 Millionen Vögel bei der Jagd durch Menschen getötet. Sardinien exportiert zum Beispiel je 8 gekochte und in Dosen eingemachte Singvögel für 25 Mark pro Dose in die USA. Leider haben viele Schweizer eine nicht viel reinere Weste, indem sie zum Beispiel immer noch Wachteln verzehren, eine Vogelart, die im Aargau ausgestorben ist und die auch in der übrigen Schweiz nur noch höchst selten brütet.

In Anbetracht all dieser Bedrohungen ist es verständlich, dass Vögel in der freien Wildbahn in der Regel kein hohes Alter erreichen. Von 100 Jungamseln leben nach zwei Jahren nur noch 10, und Kleinvögel werden im Durchschnitt nur 1 ½ Jahre alt. Das Höchstalter beträgt bei Kleinvögeln 10 Jahre, bei grössern wie dem Star 20 Jahre, und den Altersrekord in der Schweiz halten der Kolkrabe und der Uhu mit knapp 70 Jahren.

Zwei Rallenarten brüten an der Aare in Aarau, die seltenere Teichralle und die häufigere Blessralle, auch Blässralle geschrieben. Weitere Namen der Blessralle sind Blesshuhn, Belche, Bucheli und Taucherli. Sie hat ein schieferschwarzes Gefieder und als auffallendste Merkmale einen weissen Schnabel und eine weisse Stirnplatte, die Blesse beziehungsweise Blässe.

Die schwarzbraune Teichralle ist kleiner und zeigt sich weniger häufig auf der offenen Wasserfläche als die Blessralle. Die

Teichralle ist durch einen rotgelben Schnabel, je einen weissen Flankenstreif und durch weisse Unterschwanzdecken gekennzeichnet. Wegen ihrer gelbgrünen Füsse hiess sie früher grünfüssiges Teichhuhn.

Beide Rallenarten schwimmen kopfnickend und tauchen mit Anlauf bei Gefahr und nach Nahrung. Viele Blessrallen haben eine Vorliebe für Wandermuscheln, eine Muschelart, die erst 1962 aus Südosteuropa in den Genfersee eingewandert ist und sich seither explosionsartig vermehrt und über die ganze Schweiz ausgebreitet hat. Die Muschelschale zertrümmert die Blessralle mit Hilfe von geschluckten Kieselsteinen im muskulösen Magen.

Ihr Nest bauen die Rallen mit Vorliebe im Schilfgürtel der Gewässer, entweder auf Wasserpflanzen oder als Schwimmnest direkt auf dem Wasserspiegel. Es wird zweimal pro Jahr gebrütet, wobei die 6 bis 10 Kinder der ersten Brut den Eltern bei der Betreuung der zweiten Brut helfen. Die ältern Geschwister sind den jüngern nicht nur bei der Nahrungssuche behilflich, sondern warnen sie auch bei Gefahr.

Wasseramsel, Bergstelze

Mit etwas Glück kann man an der Aare oder an ihren Zuflüssen gelegentlich noch die Wasseramsel beobachten. Der echten Amsel gleicht sie nur auf den ersten Blick,

durch den schneeweissen Kehllatz und den kurzen Schwanz unterscheidet sie sich deutlich von ihr. Sie gehört nicht zur Familie der Drosseln und heisst wegen des kurzen Schwanzes auch Wasserstar. Ihr Gesang, ein plätscherndes Gezwitscher, hört sich an, als ob sie mit dem Bach Zwiegespräch hielte. Wohl deshalb bezeichnet sie Franz Xaver Bronner in seinem 1844 erschienenen Buch über den Aargau als Wasserschwätzer.

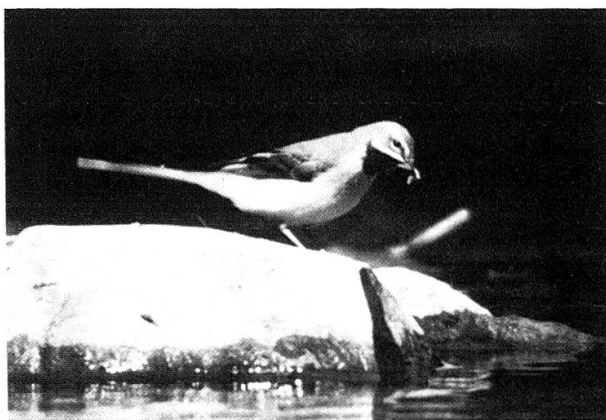
Im Gegensatz zu den meisten andern Vögeln verteidigt die in Einehe lebende Wasseramsel ihr Revier auch im Winter, dementsprechend hört man ihren Gesang das ganze Jahr und nicht nur im Frühling.

Als einziger Singvogel der Schweiz kann die Wasseramsel fliegen, schwimmen, tauchen, an Land gehen und im Wasser waten. Bei all diesen Fortbewegungsarten vermag sie auch Nahrung aufzunehmen: Insekten, insbesondere deren Larven, Weichtiere, Kaulquappen und selten kleine Fische. Das Tauchen wird erleichtert durch ein besonders dichtes Gefieder und einen geringen Luftgehalt (geringe Pneumatisierung) der Knochen.

Ihr Nest, eine kunstvolle, bis zu 1 kg schwere Kugel mit seitlichem Eingang, baut die Wasseramsel in Fels- oder Mauer-nischen, in Höhlen am Bachbord oder in Kästen, die Aarauer Vogelschützer jeweils aufhängen. In diesem Frühling brütete ein Paar hinter einem Wasserfall in der Suhre wenig oberhalb ihrer Mündung in die

Aare. Beim Flug zum Nest musste der Vogel also jedesmal das herabstürzende Wasser durchstossen. Dafür war sein Nest optimal vor Feinden geschützt.

In einem Wasseramsel-Kasten am Rüchlig-Stauwehr brütete kürzlich statt der Wasseramsel eine Berg- oder Gebirgsstelze. Sie heisst auch gelbe Bachstelze. Dieser zweite Name ist viel treffender als der erste, da sie eine auffallend gelbe Unterseite hat und nicht nur im Gebirge vor-

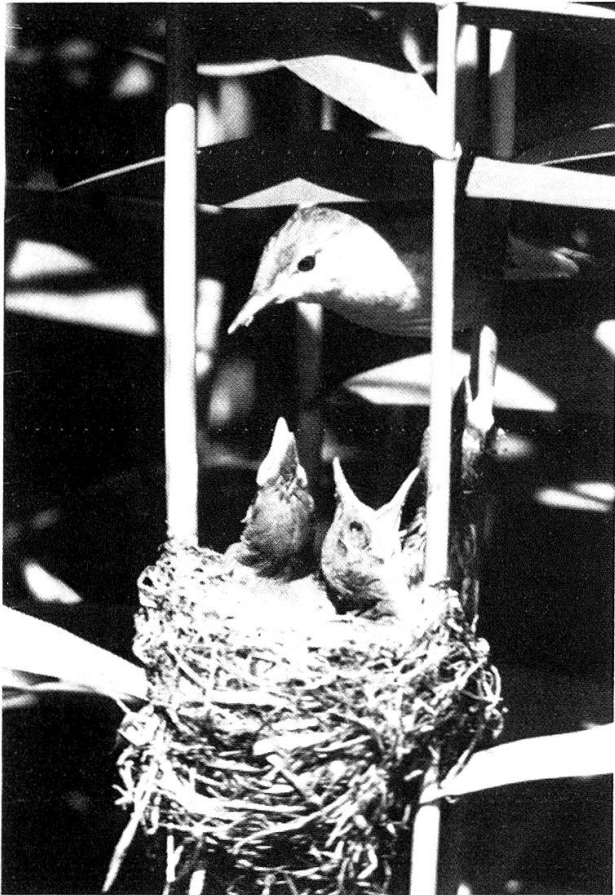


4

kommt. Sie ist zierlicher und anmutiger als die viel besser bekannte und im ersten Teil besprochene gewöhnliche Bachstelze.

Teich- und Sumpfrohrsänger

Im Schilf an der Aare brütet der Teichrohrsänger. Sein Nest hängt er zwischen 4 bis 6 Rohrstengel, die in die Nestwandung eingewoben werden.



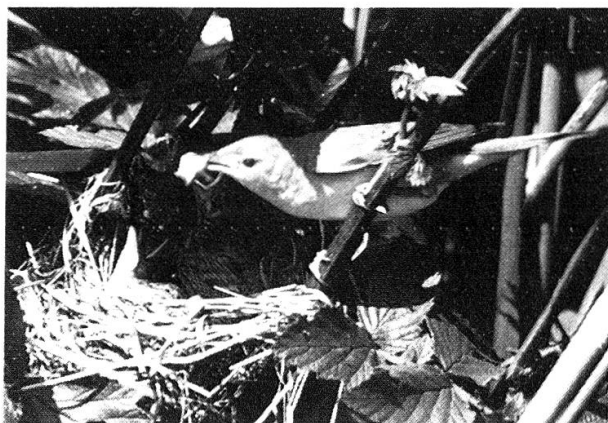
5

Der nahe verwandte Sumpfrohrsänger baut sein Nest in der Regel nicht über dem offenen Wasser, hängt es aber ebenfalls an senkrecht stehenden Pflanzenstengeln auf. Das Erstellen des arttypischen Nestes muss der Jungvogel nicht erlernen, er macht dies instinktiv richtig, der Bauplan wird von Generation zu Generation vererbt.

Beide Rohrsängerarten gleichen sich äusserlich ungemein, sie sind unauffällig graubraun gefärbt, verbringen den Winter

in Afrika und ernähren sich von Insekten und deren Larven.

Ihr Gesang jedoch unterscheidet sich beträchtlich. Derjenige des Teichrohrsängers ist fast metronomartig rhythmisch, aber wenig melodios. Der Sumpfrohrsänger singt ungewöhnlich wohlklingend und variantenreich. Sein Lied enthält nachgeahmte Rufe und Strophen vieler Singvögel, Triller wie beim Kanarienvogel, jubelnde Partien wie bei der Feldlerche, mehr schwatzende Abschnitte wie bei der Schwalbe und dazwischen eingestreut aber immer wieder die für Rohrsänger typischen zirpenden und knarrenden Laute. Der Sumpfrohrsänger imitiert bis zu 93 andere Vogelarten, darunter auch afrikanische aus dem Winterquartier. Die Gesangsaktivität des Sumpfrohrsängermännchens lässt gewaltig nach, sobald es eine Partnerin gefunden hat. Der Jungvogel hört somit seinen Vater fast nie singen und kann das Singen deshalb nicht bei ihm



6

lernen. Er hat aber die Fähigkeit, im ersten Lebensjahr fremde Vogelstimmen, die er in seinem Lebensraum hört, aufzunehmen und zu seinem Artgesang zu verarbeiten. Im zweiten Lebensjahr lernt er nichts mehr dazu.

Vor Jahrzehnten, als der Schilfsaum an der Aare wesentlich breiter war, kam in Aarau noch eine dritte Rohrsängerart vor, der Drosselrohrsänger. Leider beschränkt sich der drastische Schilfrückgang nicht nur auf Aarau, sondern ist eine gesamtschweizerische Erscheinung. Am Hallwilersee zum Beispiel beträgt die heutige Schilffläche noch 17 Prozent der mit Luftaufnahmen ermittelten Fläche von 1932.

Zusammen mit dem Drosselrohrsänger ist in den letzten Jahrzehnten noch eine ganze Reihe anderer Brutvogelarten aus der Aarauer Aarelandschaft für immer verschwunden. Es betrifft dies – ich erwähne nur die wichtigsten Arten – den Gelbspötter, den Eisvogel, den Wiedehopf, die Dorngrasmücke, den Neuntöter und den heute nur noch in der Ajoie vorkommenden Raubwürger, der bis in die dreissiger Jahre regelmässig in Aarau gebrütet hat.

Abschliessend hoffe ich, dass die Aarauer Aarelandschaft wenigstens in der heutigen Form erhalten bleibt und keine weiteren Erschliessungsprojekte, namentlich für die Zurlindeninsel, auftauchen.

Selbstverständlich leben im Aareraum auch Meisen, Finken, Laubsänger und

Grasmücken. Diese werde ich zusammen mit den restlichen Brutvögeln der Stadt Aarau in den nächsten Neujahrsblättern beschreiben.